

EWALD ARENZ



HERR MÜLLER DIE VERRÜCKTE
KATZE UND GOTT

ROMAN

ars vivendi

ars vivendi[®]

EWALD ARENZ

Herr Müller,
die verrückte Katze und Gott

ROMAN

ars vivendi

Originalausgabe

3. Auflage September 2016

2. Auflage August 2016

1. Auflage Juni 2016

© 2016 by ars vivendi verlag
GmbH & Co. KG, Bauhof 1,
90556 Cadolzburg
Alle Rechte vorbehalten
www.arsvivendi.com

Lektorat: Dr. Felicitas Igel

Umschlaggestaltung: FYFF, Nürnberg

Druck: CPI books GmbH, Leck

Gedruckt auf holzfreiem Werkdruckpapier der Papierfabrik Schleipen. Das eingesetzte
Material stammt aus ökologisch und sozial verantwortungsvoller Forstwirtschaft.

Printed in Germany

ISBN 978-3-86913-621-9

Herr Müller,
die verrückte Katze
und Gott

Für
Theophilus, Viktoria und Fabricius.
Weil jeder von Euch etwas zu diesem Buch getan hat.
Danke.

I

Liber scriptus proferetur

Nürnberg

Es war ein ungewöhnlich heiterer Tag im März. Nach einem milden Winter war das Frühjahr recht zeitig gekommen, und die Stadt wurde von einem kräftigen, aber warmen Westwind durchweht, der allen Wintermuff hinauszutreiben schien. Krokusse in den städtischen Gärten. Schwalben in elegantem Flug zwischen den Häusern. Ziemlich viel blauer Himmel und ein paar ausgesprochen nett und leicht aussehende Wolken. Ein vierzehnjähriger Skater, der vergnügt auf dem Treppengeländer der Bahnunterführung nach unten rauschte. Ein Mann zwischen den Schwalben. In den Schaufenstern des Blumengeschäfts Tulpen in allen Farben. Ein sechsjähriges Mädchen, das sich auf dem Heimweg vom Kinderhort selbstvergessen Himmel und Hölle auf den Gehweg gemalt hatte und jetzt von einem Kästchen ins nächste hüpfte. Aus dem offenen Fenster im ersten Stock eines Hauses kam Klaviermusik. Irgendjemand übte, und es hörte sich nicht einmal schlecht an. Ein wunderbarer Tag. Ein Tag, den es in jedem Frühling nur so ein- oder zweimal gibt. Ein Tag, an dem alle heiter sind, an dem alle eine Leichtigkeit spüren, die sie sonst nie haben.

Der Mann zwischen den Schwalben war der Einzige, der dieses Gefühl der Leichtigkeit nicht hatte. Der Mann zwischen den Schwalben war Kurt Müller, ein arbeitsloser Schauspieler Mitte vierzig, der sich gerade eher beunruhigend schwer fühlte. Das lag daran, dass er mit einer Beschleunigung von neun Komma acht Metern pro Sekunde nach unten fiel, was sich jetzt nicht unglaublich schnell anhört, aber bei einem Sturz aus dem vierzehnten Stock eines Hochhauses bis zum Aufprall zu einer ungefähren Geschwindigkeit von 79 Kilometern pro Stunde führt. Müller, der sich jetzt nicht mehr zwischen den Schwalben, sondern schon deutlich tiefer befand, war allerdings nicht sehr gut in Physik und auch nicht in der Verfassung, seine Beschleunigung auszurechnen, denn das Pflaster des Gehweges, auf dem ein sechsjähriges Kind gerade selbstvergessen Himmel und Hölle spielte, kam beängstigend schnell auf ihn zu. Als er an dem Fenster vorbeifiel,

hinter dem eine junge Frau gerade Klavier übte, klangen ein, zwei hübsche Töne heraus, die sich durch seine stetig zunehmende Reisesgeschwindigkeit allerdings um einen Halbton veränderten, was er jetzt wieder nicht so schön fand.

Das kleine Mädchen kickte den Stein aus dem achten Feld versehentlich in die Hölle und sagte: »Ach, Kacke!«

Es sah sich um, ob jemand es beobachtete, und sprang einfach in den Himmel. Das war eine ausgezeichnete Idee, denn in dieser Zehntelsekunde knallte Kurt Müller mit dem Kopf voraus genau auf den rosa Kreidestrich zwischen Himmel und Hölle und starb.

Für die meisten Leute in der Stadt blieb dieser Frühlingstag trotz der Sirenen und einer weinenden Sechsjährigen, die allerdings von einem Sanitäter mit einer Tüte Gummibären ziemlich schnell getröstet werden konnte, so heiter, wie er es vor dem Sturz Kurt Müllers gewesen war. Aus übergeordneter Sicht war das eine geradezu groteske Ironie des Schicksals, denn mit Müllers Tod begann bedauerlicherweise auch der Untergang des gesamten Universums.

Das Universum merkte relativ wenig davon, dass es auf seinen Untergang zutaumelte. Weltuntergänge sind ja sozusagen das täglich Brot des Universums. Schwarze Löcher verschlucken ganze Sonnensysteme und machen sich nichts daraus, an ihren Rändern selbst die Zeit so zu verbiegen, dass sie stillsteht. Ständig explodieren Sterne und werfen todbringende Strahlung so rücksichtslos im gesamten Weltall herum, als ob es kein Morgen gäbe. Das stimmt bei so einer Supernova zwar tatsächlich für die umgebenden Planeten, aber universal betrachtet bleibt es immerhin noch eine Sauerei. Und auf der Erde eröffnet ein weiterer *Starbucks*, und Ehepaare trennen sich. Obwohl das meist nicht unmittelbar zusammenhängt, ist es doch auffällig, dass in Städten, in denen es *Starbucks* gibt, auch die Scheidungsrate steigt. Abgesehen davon fanden an diesem Tag all die übrigen kleinen Weltuntergänge statt, an die man sich so gewöhnt hat, dass sie mehr eine Art katastrophales Hintergrundrauschen des Alltags bilden. Man würde es fast vermissen, wenn es mal nicht da wäre: Hungerkatastrophen in Afrika

und ethnische Kriege in Afrika und Amerika und Glaubenskriege in Afrika und Amerika und Asien und ganz normale Kriege in Afrika und Amerika und Asien und Europa. Übrigens alles Kontinente, auf denen es auch *Starbucks* gibt. Interessanterweise fand in der Antarktis gerade kein Krieg statt. Aber da wird auch wenig Kaffee getrunken.

Kurt Müllers persönlichem Weltuntergang war ein kleiner Streit mit seiner Exfrau vorangegangen. Es hatte sich darum gehandelt, für welche Wahlfächer sich ihre gemeinsame Tochter Helena in der zehnten Klasse entscheiden sollte. Kurt war eher für Schultheater oder Schlagzeug, also die musisch-humanistische Richtung gewesen, Andrea eher für Wirtschaft. Helena selbst war gar nicht da, hatte sich aber eigentlich längst für die wirtschaftswissenschaftliche Richtung entschieden und daher keine Ahnung, dass es deswegen einen Streit zwischen ihren Eltern gab. Kurt hatte Andrea vorgeworfen, wieder mal kein Verständnis für die feineren Dinge des Lebens zu haben und immer alles aufs Praktische reduzieren zu wollen. Andrea hatte Kurt vorgeworfen, wieder mal die Augen vor den Realitäten des Lebens zu verschließen und immer nur seine eigenen Ideen in Helena verwirklicht sehen zu wollen. Das Thema des Streits war, um es vorsichtig auszudrücken, nicht ganz neu. Schon vor ihrer Heirat hatte Andrea Zweifel daran geäußert, dass man es als Schauspieler mit dem Namen Müller in Deutschland zu Berühmtheit, geschweige denn zu Geld bringen könne. Kurt seinerseits hatte Andrea schon damals darauf hingewiesen, dass ein Job als Statistikerin in der Stadtverwaltung wenig geeignet war, Wale zu retten, was Andrea mal als ihre Bestimmung gesehen hatte. Das hatte dann beinahe dazu geführt, dass die Hochzeit abgesagt wurde, aber Andrea war damals schon schwanger gewesen, und deshalb, obwohl sie es beide irgendwie spießbürgerlich fanden, wollten sie dann doch heiraten. Es war zu aller Überraschung eine insgesamt recht heitere Ehe geworden, die allerdings letztlich daran scheiterte, dass Kurt dazu neigte, bei seinen wenigen Engagements die Proben mit jungen Kolleginnen intensiver zu gestalten, als es für die Verkörperung der Rolle notwendig gewesen wäre. So hatte sich Andrea irgendwann von Kurt getrennt. Ihre Streitkultur allerdings hatten sie auch über die Scheidung gerettet.

»Ist ja gut! Ist ja gut!«, hatte Andrea gerufen und dabei ihre Arme in die Luft geworfen. »Dann eben musisch. Bitte! Können wir jetzt was trinken?«

Kurt, der nach dem hitzigen Hin und Her des Wortwechsels etwas überrascht gewesen war, dass Andrea einlenkte, hatte seinerseits gelächelt und gesagt: »Ja klar. Aber meinetwegen ... also, wenn du ehrlich denkst, dass es für Helena besser ist ... ich nehme ein Bier.«

Andrea hatte lachen müssen, sich umgedreht und war in die Küche gegangen. Kurt war erleichtert gewesen. Was für ein schöner Tag heute war – was für ein Unsinn, ihn mit Streiten zu vergeuden. Eine Frühlingsbrise hatte die Vorhänge gebauscht. Er war lächelnd hingegangen, um den Anblick der sonnenhellen Stadt von hier oben zu genießen, war auf das Skateboard seiner Tochter getreten und vollkommen verblüfft aus dem Fenster gefallen. Schade um das Bier, dachte er noch.

Antarktika

Ein Flugzeug zog nahezu lautlos über den makellos blauen Himmel. Eine halbe Million Pinguine hörte das trotzdem, seufzte und sah nach oben. Gemeinsam verfolgten sie die Flugbahn mit immer stärker zurückgeneigten Köpfen, bis sie mit einem ungeheuren Rauschen alle gleichzeitig nach hinten umfielen.

»Haha!«, machte Abaddon bitter. »Sehr witzig.«

Die Pinguine rappelten sich schuldbewusst auf. Als sie diese kleine Slapsticknummer das erste Mal probierten, hatte Abaddon fast einen Tag lang gelacht. Das war 1928 gewesen, und die Geschichte war unter den Pinguinen von Generation zu Generation weitergegeben worden, also hatten sie es immer wieder probiert, aber den Erfolg des ersten Males nie wiederholen können. Abaddon hatte noch ein- oder

zweimal gelächelt; das letzte Mal irgendwann in den Fünfzigern, aber seitdem nie wieder, obwohl jetzt sogar drei- oder viermal im Jahr ein Flugzeug über Antarktika hinwegflog. Schade. Es wäre schön gewesen, wenn Abaddon gelacht hätte. Es hätte einen milden Winter bedeutet, weil Abaddon dann in der Nähe geblieben wäre.

Abaddon aber barg das Gesicht in den Händen. Pinguine! Er beobachtete sie nun seit drei oder vier Millionen Jahren, und sie hatten ihn in der Zeit ein einziges Mal zum Lachen gebracht. Dabei konnte er sich noch sehr gut an die Terrorvögel erinnern. Die waren wirklich lustig gewesen. Dreihundertfünfzig Kilogramm schwer und mit Schnäbeln wie Äxte. Ja. Da war noch was los gewesen auf Antarktika. Wenn die Antilopen jagten – was für ein Hauptspaß. Aber der letzte Terrorvogel ... warte, wann war das gewesen? Ach ja. Vor achtzehn Millionen Jahren. Abaddon setzte sich erschöpft auf einen Eisbrocken und starrte blicklos auf die Pinguine, die sich jetzt zu Tausenden ins Wasser warfen. Der Eisbrocken begann durch seine Körperwärme sachte zu schmelzen. Das lauwarne Schmelzwasser umspülte seine Füße wie Langeweile, Einsamkeit und vollkommene Verzweiflung sein Hirn. Was tat er da eigentlich? Bildete sich ein, dass es früher lustig gewesen sei. Es hatte doch gar keinen Sinn, sich etwas vorzumachen. Er hatte es immer gewusst. Antarktika war die Hölle. Auch wenn alle namhaften Fachleute etwas anderes behaupteten. Und es war gerade mal März. Der Winter hier fing eben erst an. Er freute sich schon auf die achtzig Grad unter null. Doch. Antarktika war die Hölle.

Collioure, Südfrankreich

Es hatte noch ein paar Tage lang geregnet, und als jetzt die Märzsonne schon kräftig, aber nicht zu heiß auf das kleine Städtchen schien, war es, als gäbe es in den winzigen Gärtchen hinter den Häusern in

den engen Gassen eine langsame, lautlose Explosion der Fruchtbarkeit. Der Frühling war da, und all die Knospen, die gestern noch im Regen getrieft hatten, waren aufgesprungen und leuchteten in den frischesten Farben fast wie aus sich heraus. Auch das Licht war anders. Die müde, immer ein bisschen staubige, nur manchmal von Dunst oder Regen ausgewaschene Atmosphäre des Winters war fort, als hätte man ein Tuch von der Stadt gezogen. Was dazu führte, dass die Kater und Katzen in den Straßen sofort in einen kollektiven Wahnsinn verfielen. Die Katzen schienen alle auf einmal rollig geworden zu sein, rieben sich an den glatt geschliffenen Prellsteinen der Häuser, an den Stämmen der ergrünenden Platanen und an Autoreifen. Die Kater streiften schreiend über die Mauern und Dächer der Stadt, kämpften fauchend miteinander, rannten, verfolgt von anderen Katern, die Hafentmole entlang; immer auf Hetzjagd, um der erste Kater bei einer willigen Katze zu sein. An diesen Märztagen wurde in den Katzenkreisen des beschaulichen Hafentstädtchens gefickt, gerammelt und gehobelt, dass es eine Freude war. So nimmt es nicht wunder, dass Chou-Chou, die schmale, dreifarbige Katze unbestimmter Rasse der schon etwas älteren Madame Pétain es kaum aus dem Garten geschafft hatte, bevor sie von einem sehr kräftigen, beige-grauen Kater kurz nach dem Tor abgepasst und selbst für Katzenverhältnisse recht ordentlich hergenommen wurde. Madame Pétain, die eben mit einer Tüte Muscheln vom Fischmarkt kam, sah die beiden, machte einen erfolglosen Versuch, den Kater zu verjagen, und seufzte dann tief, aber doch auch ein wenig verständnisvoll, als sie die Haustür aufschloss und Chou-Chou etwas zerzaust, aber zufrieden in die Wohnung huschte. Immerhin würden es schöne Kätzchen werden, dachte Madame Pétain ergeben; es war ein recht attraktiver Kater gewesen. Chou-Chou rieb sich an Madame Pétains Beinen und bekam ein paar Tropfen Sahne auf ein Tellerchen getropft. Schnurrend leckte sie sie auf und rollte sich dann auf dem Boden in einem Sonnenfleck zusammen, während im fernen Deutschland gerade ein Notarzt den Sanitätären abwinkte, die erleichtert aufstanden, um sich eine Zigarette anzuzünden, und den Tod feststellte. Leben vergeht, Leben entsteht.

Hamburg ¹

»Nein«, erklärte Jehudi angestrengt am Rande seiner Geduld, was an und für sich schon bemerkenswert war, denn er hatte wirklich eine Engelsgeduld, »so funktioniert das nicht. Ich habe es euch doch schon tausend Mal gezeigt. Pass auf: Du musst am Ende der Seite einen negativen Übertrag machen, sonst steht auf der anderen plötzlich ein Plus. Verstehst du? Du überspringst immer eine Seite und dann ...« Seine Stimme versickerte angesichts des absolut verständnislosen Ausdrucks in Johns Gesicht. Jehudi seufzte. Er hasste die Freitage. Immer nur er.

»John«, sagte er mit mühsam unterdrückter Wut, »ich habe das auf dem Einführungsseminar neulich erklärt. Ich hab's euch auf Schaubildern gezeigt. Ich hab's euch vorgemacht. Wir haben's geübt und geübt und geübt. Wieso verstehst du es nicht? Bist du vielleicht ...«

Er verschluckte den Rest der rhetorischen Frage, ob John dumm sei.

Johns Augen füllten sich langsam mit Tränen. Jehudi wusste nicht, wo er hinsehen sollte. Wieso musste er an den Freitagen Dienst haben? So etwas passierte an Dienstagen sicher nie. Er sah aus dem Fenster auf die Hafencity hinunter. Wenn das Wetter schön und sehr windig war, konnte man von hier, aus dem vierzehnten Stock des ehemaligen SPIEGEL-Hochhauses, manchmal beobachten, wie der gegenüberliegende Turm der Petrikirche ganz sacht schwankte. Das beruhigte Jehudi normalerweise. Leider regnete es heute, und es war außerdem diesig und windstill. Hamburg sah an diesem Märzorgen unfassbar trist aus.

»Es ist so schwierig«, beschwerte sich John leise, aber aufsässig, »ich verstehe es nicht. Wieso muss ich die Seite überspringen? Früher haben wir einfach nur aufgeschrieben, wer gestorben ist, und dann war doch sowieso klar, dass er tot ist. Was dann mit ihm geschieht, hat die Aufnahmeabteilung gemacht. Wieso muss ich jetzt auch noch gegenrechnen?«

Jehudi hätte gerne laut geschrien. Richtig laut. Aber wenn er wütend wurde, dann war immer gleich der Teufel los. Er atmete tief ein

und aus, wie sie es ihnen in der Supervision erklärt hatten. Es war manchmal nicht einfach, ein Erzengel zu sein.

»Pass auf, John«, setzte Jehudi ein weiteres Mal an, aber sein linkes Augenlid zuckte jetzt ein bisschen. Das hatte er früher nie gehabt, und er konnte es nicht leiden. Er mochte auch die Träume nach solchen Freitagen nicht. Träume, in denen er Leute wie John einfach an einer langen, silbernen Leine langsam ins Fegefeuer hinunterließ und dabei Tonic Water trank. Den Tonic-Water-Teil verstand er überhaupt nicht, aber er wollte auch niemanden danach fragen. Was in Gottes Namen sollte Tonic Water für ein Traumsymbol sein?

»Jehudi?«, fragte John schüchtern. Jehudi riss sich zusammen. Er war abgeschweift. Von draußen tönte das mächtige Horn eines Überseecontainers durch den Regen. Das beruhigte Jehudi. Es erinnerte ihn auch nach all den Jahren immer noch an die Posaunen von Jericho. Okay. In Ordnung. Er versuchte sich vorzustellen, wie man einem fast völlig geistlosen Regenwurm die komplexe Finanzmathematik der Buchführung erklären könnte, und beugte sich dann über Johns Schultern, während er mit seinem schlanken Finger auf eine Zeile am unteren Ende einer Exceltabelle deutete, die auf dem Bildschirm friedlich leuchtete.

»Es heißt doppelte Buchführung«, sagte er sehr langsam und deutlich, »weil wir beides erfassen: Abgänge und Zugänge. Du gibst also nicht nur ein, wenn einer stirbt, sondern auch, wo er dann hingeht, verstehst du? Und weil die anderen das genauso machen, also die in der HH-Abteilung; weil die eben auch nicht nur aufschreiben, ob einer in den Himmel oder in die Hölle kommt, sondern auch, wann er gestorben ist, müssen wir das am Ende des Geschäftsjahres nicht erst mühsam ...«

John unterbrach ihn. »Aber wenn einer in den Himmel geht, dann muss er doch vorher gestorben sein«, wandte er mit dieser besserwisserischen Jammerstimme ein, die Jehudi besonders aufregte, »wieso muss ich dann in dieser blöden Tabelle eingeben, dass ...«

Jetzt reichte es. Jetzt reichte es wirklich. Jehudi konnte gar nichts dagegen machen.

»Nein!«, schrie er, und nun schwankte der Turm der Petrikerche auf einmal doch, und die Glocken klangen leise mit. »Nein, du mittelalterlicher Volltrottel! Es reicht nicht! Weil es Sonderfälle gibt wie Elia oder so! Weil manche Menschen direkt aus dem Leben in den Himmel auffahren und vorher nicht sterben, du blöder, bescheuerter, brezdämlicher Bauer!«

Seine Stimme dröhnte wie ein bronzener Gong durch den vierzehnten Stock. Die Arbeit in der Abteilung war vollkommen zum Erliegen gekommen, und alle sahen scheu zu Jehudi herüber. Jehudi richtete sich auf und holte tief Luft. Wow. Das hatte gutgetan. Das hatte sich richtig gut angefühlt. Er nahm John bei den Schultern und setzte ihn vor sein Pult. Dann aktivierte er den Bildschirm, der ehrfürchtig in den Ruhezustand gegangen war, scrollte zurück und knallte dem vollkommen eingeschüchterten John die Tastatur fast auf die breiten Hände.

»Du machst es jetzt genau so, wie ich es erklärt habe«, befahl er, und in seiner Stimme klang immer noch etwas Bronze durch. Dabei klopfte er mit seinem Finger auf die Spalte, an der John eben gearbeitet hatte, als ein winziges Detail, das jemand anderes als ein Erzengel vielleicht übersehen hätte, seine Aufmerksamkeit erregte.

»Was ist das?«, fragte er sanft und deutete auf ein Feld, in dem friedlich das Fehlerzeichen leuchtete, das auf einen Zirkelbezug hinwies.

»Ich dachte ...«, stotterte John, »ist das nicht so ein Ornament? Wie wir's früher im Kloster immer in die Bücher gemalt haben? Bloß in modern und so?«

Jehudi antwortete nicht. In einer für menschliche Augen nicht wahrnehmbaren Geschwindigkeit sah er die Exceltabelle durch, in der alles Werden und Vergehen der Menschheit verzeichnet wurde. Er sah auf die Uhr der Georgskirche. Es war fünf vor zwölf. 174.829 Geburten von heute Nacht um null Uhr bis jetzt. Er sah auf die Seelentabelle. 174.829 Seelen verkörpert. 72.388 Todesfälle seit Mitternacht. Er musste sich mit dem Erzengelpasswort in die HH-Abteilung einloggen, weil die Dateien dank John immer noch nicht zusammengeführt waren. 72.387 Eingänge. Er musste kein zweites Mal hinschauen. Er war sehr gut in Zahlen. Und anders als John dachte Jehudi nicht

langsam. Jehudi dachte mit einer Geschwindigkeit, die nicht sehr viel unter der eines Computers lag, und er dachte wesentlich komplexer.

»Das«, sagte er mit schwankender Stimme, als er sich aufrichtete, »ist nicht gut.«

John sah verängstigt zu ihm auf.

»Habe ich einen Fehler gemacht?«, fragte er entsetzt.

Jehudi sah ihn an.

»Das hoffe ich nicht«, antwortete er, und die absolute Ehrlichkeit und das kaum hörbare Mitleid in seiner Stimme machten John so Angst, dass er sofort aufs Klo musste.

Jehudi wirkte, als sähe er ihm nach, aber eigentlich sah er gerade gar nichts, sondern rechnete und dachte und versuchte in Höchstgeschwindigkeit, alle, aber wirklich alle Möglichkeiten in Betracht zu ziehen. Es half aber nichts. Er musste die Fakten akzeptieren: Eine Seele fehlte. Selten hatte Jehudi sich stärker gewünscht, von Herzen fluchen zu können.

Von der Petrikirche schlug es leise zwölf Uhr. Irgendwie hörte es sich ein wenig final an.

Nürnberg

Von der Johanniskirche klangen die Töne der Trauerglocke über den Friedhof. Es hatte eben aufgehört zu regnen, aber von den noch recht kahl dastehenden Bäumen tropfte es nach, und es war wieder kalt geworden. Ein typischer Regentag im März eben. Trist. Unfreundlich. Eisig. Ganz so, als trauerte der Himmel mit, dachte Helena Müller, als sie neben ihrer Mutter hinter den vier Männern herging, die den Sarg ihres Vaters auf der Schulter trugen. Sie wusste eigentlich nicht genau, was sie fühlte. Es war ein bisschen so wie die Betäubung beim Zahnarzt: Man wusste, da wurde gebohrt und geschabt und es müsste schrecklich wehtun, aber man spürte nichts davon. Eigentlich ein Betrug.

Papa ist tot, versuchte sie zu denken, doch es waren nur Worte, die keine richtige Bedeutung hatten. Sie sah hinüber zu ihrer Mutter. Die hatte in der Kirche leise geweint, was Helena peinlich gewesen war, wofür sie sich aber dann gleich wieder geschämt hatte. Es war doch in Ordnung zu weinen. Aber sie selber konnte es irgendwie nicht.

Papa ist tot.

Es hörte sich immer noch falsch an.

Sie waren an der Grablege angekommen und hielten an. Die Männer setzten den Sarg auf die Bretter, die über die Grube gelegt waren, und traten zurück. Der Pfarrer stand daneben und wartete, bis alle sich um das Grab versammelt hatten. Der Friedhof war so eng mit Gräbern belegt, dass eigentlich nicht viel Platz war und die Trauernden zwischen all den anderen Grabsteinen herumstanden. Helena hatte in der Kirche schon gestaunt, wie viele Leute da waren, von denen sie die meisten gar nicht kannte. Gut, Papa war ja Schauspieler – war ja Schauspieler gewesen, bemühte sie sich zu denken – es gab wahrscheinlich eine Reihe von Kollegen und Freunden, die ihn vielleicht noch von früher und von Engagements in anderen Städten kannten. Übrigens standen nicht alle, bemerkte sie. Ein sehr großer, schlanker Mann hatte sich einfach auf einen Grabstein gesetzt. Er sah dort ein bisschen aus wie ein trauernder Engel, dachte Helena, sehr schön und unendlich verloren, und auf einmal schossen ihr doch die Tränen in die Augen, während der Pfarrer mit seiner kurzen Ansprache begann.

Jehudi hörte kaum zu, sondern las gedankenverloren die Inschrift des Grabsteines, auf den er sich gesetzt hatte. Ah, Feuerbach. Er hätte gelächelt, wenn die Situation nicht so ernst gewesen wäre. Ausgerechnet, dachte er, ausgerechnet er. Er konnte sich gut an Feuerbach erinnern. War ja auch erst hundertvierzig Jahre her. Wie verblüfft der gewesen war. Er hatte noch ein paar Jahre nach seinem Tod versucht, seine eigene Existenz wegzudiskutieren, aber schließlich hatte auch ihn die normative Kraft des Faktischen eingeholt. Unsterbliche Seele und so. Jehudi mochte es, wenn Atheisten starben. Das war immer wie Kindergeburtstag. Überraschte Augen. Aaaa! Ooooo! Enttäuscht dagegen waren meistens die Freichristen. Das war auch wie Kinder-

geburtstag, aber mit den falschen Geschenken: Äh, wieso sitze ich jetzt nicht zur Rechten Gottes? Hallo? Niemand war so gläubig wie ich etc. pp. Solche Seelen gingen Jehudi auf die Nerven.

Was uns zum Hauptproblem zurückbringt, dachte er, fast erschrocken darüber, wie weit er gedanklich abgeschweift war. Er beobachtete, wie der Pfarrer den Segen sprach und der Sarg hinabgelassen wurde. Er beobachtete Kurt Müllers Witwe und seine Tochter, wie sie mit dem Schüffelchen Erde in die Grube warfen und dabei keine Ahnung davon hatten, dass sie die beiden waren, die zum allerersten Mal in der Geschichte der Menschheit wirklich Grund zum Trauern hatten, denn aller Wahrscheinlichkeit nach war es Kurt Müller, der in die nur noch sehr kurze Geschichte des Universums als derjenige eingehen würde, der wirklich und unwiderruflich und endgültig und total tot war.

Es begann zu schneien. Helena sah nach oben, und die Flocken schmolzen auf ihren Wangen und vermischten sich mit den Tränen. Andrea zog ihren Mantel enger zusammen und fasste nach der Hand ihrer Tochter. Jehudi sah deprimiert zu, wie der Schnee immer dichter auf die Trauernden fiel, und war sich der Tatsache nicht bewusst, dass das Nürnberger Wetter sich lediglich Mühe gab, die Gefühlslage des einzigen anwesenden Erzengels widerzuspiegeln, dabei aber kläglich versagte. Denn für eine Eins-zu-eins-Wiedergabe von Jehudis gegenwärtiger Stimmung hätte es $-273,15$ Grad Celsius haben müssen. Das ist der absolute Nullpunkt, und auch der Nürnberger Verkehr wäre dann vermutlich zum Erliegen gekommen, denn bei dieser Temperatur haben auch Atome und Elektronen keine Lust mehr, sich zu bewegen. Interessanterweise war der absolute Nullpunkt genau das, was Jehudi seit drei Tagen erwartete, was aber noch immer nicht eingetreten war, und er wusste noch nicht genau, warum.

Die Trauergemeinde begann sich zu zerstreuen. Der Schnee dämpfte die Geräusche, und dann standen nur noch Andrea und Helena beim Grab, zwei schmale schwarze Gestalten im Flockenwirbel. Jehudi wartete geduldig. Schließlich wandten auch die beiden sich zum Gehen. Als sie bei Jehudi vorbeikamen, nickte er ihnen höflich, aber verschlossen

Eine göttliche Komödie ...

Jehudi, Erzengel mit einer Vorliebe für Gin Tonic und verantwortlich für die Verwaltung der Seelen im Himmel, stellt bestürzt fest, dass eine fehlt. Kurt Müllers Seele ist bei seinem tödlichen Fenstersturz verloren gegangen, und ihr spurloses Verschwinden droht vor der Zeit den Beginn der Apokalypse auszulösen. Nach einer kurzfristig einberufenen Krisensitzung aller Erzengel bittet Jehudi in der Not seinen Bruder Abaddon um Hilfe – einen gefallenen Engel und Dämonenfürsten.

Kurt Müller aber hat sich derweil als Katze reinkarniert und keine Ahnung davon, dass nicht nur die Himmelmächte nach ihm suchen, sondern zudem die Unterwelt den Höllenhund auf ihn angesetzt hat, um seine Seele und damit die Schöpfung für immer zu zerstören. Wird es Kurts Tochter Helena gelingen, zusammen mit Jehudi und Abaddon die Seele ihres Vaters zu finden und den Jüngsten Tag abzuwenden? Doch da ist auch noch Erzengel Uriel mit ganz anderen Rettungsplänen für das Universum. Und wo ist überhaupt Gott?

»Ein Meisterwerk der Unterhaltungsliteratur!«

Bayerisches Fernsehen

»... ein höllisches Vergnügen!«

Nürnberger Nachrichten

»Klingt verrückt, ist aber extrem lustig – und hintergründig.«

hr1



ars vivendi[ⓧ]